

Tinka Beller

Von letzten Wünschen

Edition Mini

*Große Gedanken
in einem kleinen Buch*

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Edition Forsbach

Bücher mit Herz

© Edition Forsbach, Bamberg 2021

www.edition-forsbach.de

7. Auflage, Bamberg 2022

Edition Mini: Große Gedanken in einem kleinen Buch
Band 13

Coverbild: © Dr. Beate Forsbach

Autorenfoto: © Rea Papke Photography, Kiel

Printed in Germany

ISBN 978-3-95904-141-6 (Print)

ISBN 978-3-95904-142-3 (E-Book)

Mit Respekt und Dankbarkeit für die Begegnungen,
die dieses Buch ermöglicht haben.

In tiefer Zuneigung für die Menschen,
die mich in meinem Leben begleiten.

In Liebe für meine Familie.
Ihr seid in meinem Herzen. Alle.

Inhalt

Vorwort von Christian Schüle

Vorwort von Christian Schüle	5
Einleitung	9
Ein kleiner Wunsch	13
Meer geht immer	23
You'll never walk alone	30
Wünschefahrt Mehlbüddel	40
Sieht aus wie Liebe	47
Die Toten lehren die Lebenden	54
Geburtstag zu Hause	62
Letzte Augenblicke	70
Von neuen Wünschen	80
Letzte Worte	86
Danke	88
Wissenswertes	89
Zur Autorin	90

Wie stirbt man gut? Wie richtig? Wie gelingt das Sterben?
Kann es überhaupt gelingen?

Das Drama des Menschen besteht ja seit jeher darin, das eigene Ende geistig nicht bewältigen zu können. Je mehr das zeitgenössische Leben auf Wachstum, Effizienz und Optimierung ausgerichtet ist, desto schwerer hinzunehmen sind Verfall, Vergänglichkeit und Endlichkeit.

Gewiss, man könnte abstrakt über Abschied und Sterben sprechen, man könnte sich über assistierten Suizid und passive Sterbehilfe auf medizinethischer und gesetzgeberischer Basis verständigen. Das Sterben eines individuellen Lebens aber gut und richtig gestalten, das lässt sich nur höchst subjektiv erfahren.

Eine der größten Gaben des Menschen besteht darin, dem Sterben jene Würde zuzuerkennen, die auch das gute Leben beansprucht. Und so wäre es eine der vornehmsten Aufgaben einer sittlichen Gesellschaft, das Sterben – wenn es denn unvermeidlich ist – als letzte Passage des Lebens so würdevoll wie möglich zu gestalten.

Insofern ist Menschenwürde ganz gewiss auch Sterbenswürde. Hospizarbeit macht genau das. Was nun heißt würdevoll konkret, wenn es auf sie ankommt? Und worin könnte dann die Würde im Sterben bestehen?

Als ich vor Jahren das erste Mal von Idee und Praxis des „Wünschewagens“ hörte, sterbenden Menschen ihren letzten und vielleicht noch größten Wunsch zu erfüllen, also die vorletzte oder letzte Sentenz im jeweiligen Leben erfüllend zu gestalten, war ich auf eine Weise berührt, die ich vorher nicht gekannt hatte. Sofort dachte ich: So geht Sterbenswürde!

Wie klein und bescheiden die letzten Wünsche doch sind: noch einmal das Meer sehen, noch einmal den Lieblingskuchen essen, noch einmal das wiederholen, was einst erhabene Glücksgefühle beschert hat.

Eine Fahrt an die Ostsee oder ein Ausflug ins Stadion des Lieblingsvereins setzt all das in konkretes Erleben um, was Philosophen, Soziologen, Theologen, Mediziner, Juristen und Politiker akademisch und fachspezifisch immer wieder mühsam, kontrovers und vor allem theoretisch verhandeln.

Dem sterbenden Menschen das Menschliche zu lassen, ihm bis zuletzt die Gestaltung seines Lebens zu ermöglichen, nimmt nicht nur den Menschen selbst ernst, sondern auch das, wovon zu Recht als höchste Norm einer humanistischen Zivilisation gesprochen wird: Selbstbestimmung. Sterben ist ja immer noch Leben, und wer Wünsche äußert,

äußert immer auch den Anspruch auf Respekt vor einem selbstbestimmten Leben bis zur letzten Sekunde.

Man kann die seelische Not, das Leid, die Angst und den Schmerz eines Sterbenden, wenn angesichts der unwiderstehlichen Zerstörung des eigenen Körpers keine weitere Zeit mehr bleibt, höchstens erahnen.

Als Sterbebegleiterin habe sie gelernt, schreibt Tinka Beller, nicht über das zu urteilen, was sie höre. Eine der wichtigsten Fähigkeiten der Sterbebegleitung sei, die Stille auszuhalten. Stille zu ertragen. Nichts zu sagen, nur zu hören. Den sterbenden Menschen, denen sie sich anvertraut, schlicht und einfach zuzuhören, ihre Geschichten anzuhören, ohne aufzumuntern oder zuzureden, heißt doch, ihm bis zum Schluss Augenhöhe zu ermöglichen, seine Biografie wertzuschätzen, und ihn somit bis zuletzt als autonomes Subjekt anzuerkennen.

Das ist eine große Kunst, weil Größe immer im Kleinen steckt, im Konkreten, in Tiefe und Respekt vor dem scheinbar Banalen, das keineswegs banal, sondern unendlich bedeutsam ist. Stilles Zuhören ist ein Akt der Zuwendung ohne Hierarchie.

Die Menschlichkeit der Zwischenmenschlichkeit, die in jeder Zeile dieses Buches zu spüren ist, zeigt auf höchst lehrreiche Weise, worin im Angesicht des Sterbens anderer die so schwierige wie wahrhafte Demut vor dem Leben besteht: in der Einfühlung, die nicht aufdringlich ist, in der Zurück-

nahme, die aushält, in der Aufmerksamkeit, die ihre eigene Emotionalität sublimiert, in der Zuwendung, die die würdevolle Zärtlichkeit der Normalität bewahrt.

Christian Schüle ist Philosoph und Autor (u. a. „Wie wir sterben lernen“). Er lebt und arbeitet in Hamburg.

www.christianschüle.de

Einleitung

Die kleine, norddeutsche Kirche war nur mit wenigen Menschen besetzt. Der Pastor hatte eine wunderbare Rede gehalten und war mit persönlichen Worten auf das Leben der Verstorbenen eingegangen. Er betonte ihre Verbundenheit zum Wasser, ihre außergewöhnliche Kreativität und das besonders enge Verhältnis zu ihrem erwachsenen Sohn, dem einzigen Kind.

Er war in den letzten Wochen bei ihr, hatte sie begleitet und gemeinsam hatten sie sich an das erinnert, was ihr wichtig war. Ich durfte Charlotte im Hospiz kennenlernen, eine bemerkenswerte Frau, die trotz, oder vielleicht auch gerade wegen ihrer Erkrankung sehr direkt war.

Zu dem Zeitpunkt war dieses Buch nur eine vage Idee und ich auf der Suche nach Menschen, die mich kurz vor ihrem Lebensende an ihren Gedanken teilhaben lassen. Charlotte hatte von der Pflegedienstleitung im Hospiz, in dem sie seit einigen Wochen wohnte, davon gehört und war angetan von der Idee, mich zu treffen.

Ich wollte etwas über ihre Vorstellung des Sterbens und von ihren Wünschen erfahren und besuchte sie. Sie lag im Bett, ihr Körper war sehr schmal, ihr Haar auffallend üppig. Während ihrem Gesicht die Krankheit deutlich anzusehen war, sah ihre Frisur aus, als ob sie sich gerade für einen besonde-

ren Anlass hübsch gemacht hätte. Ab dem Moment, in dem ich die Tür öffnete, begann sie zu sprechen.

„Ich werde bald sterben. Und ich möchte, dass Sie mich begleiten.“ Auch nach vielen Jahren, in denen ich in der Hospizbegleitung tätig bin, gibt es immer wieder Momente und Menschen, die mich überraschen. Und Charlotte gehörte eindeutig dazu. Eine sehr erfahrene Kollegin aus der Hospizbewegung besuchte sie bereits regelmäßig. Charlotte wusste genau, was sie wollte, und jetzt wollte sie mich. Sie fand den Austausch mit der Kollegin wunderbar und bereichernd. Mit mir wollte sie sprechen, mir von ihren Gedichten, Geschichten und Bildern erzählen. „Ich wollte immer mal das Meer zu sehen. Und es war Liebe auf den ersten Blick.“

Sie erzählte von ihrer Ehe und ihren außergewöhnlichen Tätigkeiten. „*Ich werde mal Ausdenkerin*, habe ich als Kind gesagt. Und so ähnlich ist es auch gewesen.“ Es gab nur wenige Treffen, bevor ihr Zustand sich rapide verschlechterte. Als ihr Sohn mich bat, zur Beisetzung zu kommen, sagte ich gerne zu. Es war eine feierliche Atmosphäre – und eine ganz besondere Zusammensetzung der Trauergesellschaft. Der evangelische Pastor, der für die verstorbene Katholikin die Trauerrede hielt, die mit dem Sohn befreundeten Mormonen, die ihn begleiteten, die elfgleiche Freundin, die sang.

Die kleine Trauergemeinde war ergriffen, als die glockenhelle Stimme mit dem „Ave Maria“ die gesamte Kirche erfüllte. Während der letzten Töne beugte sich ihr Sohn zu mir hinüber und sagte: „Eigentlich wollte Mama ja, dass bei

ihrer Beerdigung *Tanze Samba mit mir* gespielt wird!“ Einer von Charlottes letzten Wünschen. Und so kam es, dass wir auf dem Weg zur Grabstelle, sehr ambitioniert und ziemlich falsch, leise einen Schlager aus den 1970er Jahren gesummt haben.

Die Idee zu diesem Buch war durch meine Tätigkeit in der Hospizarbeit entstanden. Die Gespräche mit Menschen am Lebensende hatten mich oft berührt und beeindruckt. Ich wollte erfahren, was am Ende eines Lebens zählt, was wichtig ist – mit dem Wissen um das eigene Sterben. Ich habe mit jungen, älteren und alten Menschen gesprochen, über das, was gut gelaufen war in ihrem Leben. Und über das, was sie bereuten, das, was nicht geklärt werden konnte.

So unterschiedlich die Aussagen und Erlebnisse waren, ähnelten sie sich in einigen Punkten fast immer: Es wurden selten getroffene Entscheidungen bereut, auch wenn sie sich im Nachhinein als nicht so clever herausstellten. Viel schwieriger war der Umgang mit den unerfüllten Wünschen. Der heimlichen Liebe, der nie die wahren Gefühle gestanden wurden. Die Reisen, die nicht stattgefunden hatten. Die Zeit, die nicht mit den Kindern verbracht wurde. Die ganzen „*Ach, irgendwann möchte ich mal ...*“, die sich im Laufe der Jahre so ansammeln und in Vergessenheit geraten, scheinen am Ende des Lebens sichtbar zu werden.

In Gesprächen habe ich oft gesagt: „Mir hat noch niemand auf dem Sterbebett gesagt *Schade! Ich hätte wirklich gerne mehr Zeit im Büro verbracht.*“ Und auch, wenn ich in der

Zwischenzeit jemanden kennengelernt habe, bei dem ich es mir vorstellen kann, ist das vermutlich eher die Ausnahme. Im Mittelpunkt stehen primär Menschen und Begegnungen.

Der Umgang mit schwerstkranken und sterbenden Personen hat sich in den letzten Jahren positiv verändert. Eine größere Zahl von Hospizplätzen und eine professionelle Begleitung durch haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende ermöglicht in vielen Fällen eine hohe Lebensqualität am Lebensende. Abgesehen von der medizinischen und psychosozialen Versorgung stehen immer häufiger letzte Wünsche im Fokus. Durch Projekte wie den Wünschewagen des Arbeiter-Samariter-Bundes (ASB) oder durch ambulante Hospizdienste können individuelle Träume erfüllt werden.

So unterschiedlich, wie das Leben der Menschen ist, so ist auch das Sterben. In diesem Buch möchte ich Sie an letzten Gesprächen und Ausflügen teilhaben lassen, die ich als Begleiterin erlebt habe. Es gab große Wünsche, kleine Wünsche – und solche, die nicht mehr erfüllt werden konnten.

Ihnen wünsche ich, dass dieses Buch Sie ermutigt, über das, was wertvoll und bedeutend ist, nachzudenken, Ihre Wünsche zu erfüllen, so lange es möglich ist, und den Menschen, die Ihnen wichtig sind, zu sagen, wie viel sie Ihnen bedeuten.

Ihre Tinka Beller

Ein kleiner Wunsch

Im Hospiz eine Zimmertür zu öffnen, ist ein Moment, den ich immer wieder achtsam erlebe. Diese Erfahrung habe ich bereits vor vielen Jahren gemacht, als ich ehrenamtlich im Servicedienst tätig war. Zu wissen, dass der Mensch, der hinter dieser Tür lebt, schwerstkrank ist und in den nächsten Tagen oder Wochen sterben wird, unterscheidet diese Begegnungen von allen anderen.

Die Räume im Hospiz sind hell und freundlich eingerichtet. Häufig werden persönliche Möbel, Bilder oder Kleinigkeiten mitgebracht, um das letzte Zimmer zu einem Zuhause zu machen, einem Ort, an dem es etwas Vertrautes gibt. Auf den meisten Nachtschränken stehen Fotos von den Liebsten, seien es Menschen oder Haustiere. Ein Zimmer im Hospiz zu betreten ist ein Eintritt in die Privatsphäre eines Menschen, dem häufig nur dieser kleine Raum geblieben ist.

Ich hatte einen Aushang gemacht, dass ich ein Buch über letzte Wünsche schreiben und mich über Gespräche mit Gästen (die im Hospiz lebenden Personen werden Gäste genannt) oder ihren Zugehörigen freuen würde. Ich hatte es so formuliert, wie ich es mir vorstellte: Ich wünschte mir einen vertrauensvollen Austausch, den ich später in einem Buch veröffentlichen würde. Es gab keinen Interviewleitfaden, nichts, was ich auf jeden Fall hören wollte, mich interessierten die Menschen und das, was sie mitteilen möchten.

Von Jasmin haben mir die Mitarbeitenden erzählt. Von ihrem schweren Sterben, dem „Loslassen“, das nicht zu gelingen scheint. Weil es so viel gibt, was sie hier hält. Wenn Menschen, wie das Team im Hospiz, das tagtäglich mit Sterbenden umgeht, so berührt von einem Gast berichten, ist das ein Indiz dafür, dass es außergewöhnliche Umstände sind.

Als ich das Zimmer betrete und das Bett sehe, bin ich irritiert. Laut Aussage des Teams ist Jasmin Anfang 30. So klein und zierlich, wie sie dort liegt, sieht sie aus wie ein Kind. Das Gesicht ist unter der orangen Mütze, die ihren beinahe haarlosen Kopf bedeckt, kaum zu sehen. Ich muss an eine Babypuppe denken, während ich sie leise anspreche. Alles an ihr ist zart und wirkt zerbrechlich, die Hand, die sie mir zur Begrüßung reicht, verschwindet fast in meiner. Ich komme mir neben ihr groß und laut vor.

Ich befürchte, dass ein Gespräch sie überfordert. Mit ihren blauen Augen guckt Jasmin mich lange und ernst an. Doch, sie möchte gerne mit mir sprechen. Über das, was gelingen durfte in diesem jungen Leben. Und das, was nicht so gelungen ist, woraus sie – nach eigener Aussage – lernen durfte. Ich merke trotz meiner Erfahrung, dass ich unsicher bin und nicht weiß, wie ich das Gespräch beginnen soll. Ich bitte Jasmin, das zu erzählen, was ihr wichtig ist. Mit rührendem Eifer und dem erkennbaren Wunsch, alles richtig zu machen, beginnt sie zu sprechen.

Die Diagnose liegt zu diesem Zeitpunkt fünf Jahre zurück, mit Mitte zwanzig wurde ihr Leben auf den Kopf gestellt.

„Ich habe 2014 an der linken Brust etwas gespürt, gleich am nächsten Tag hat mir der Arzt bestätigt, dass da drei Knoten sind. Es war relativ schnell klar, dass sie bösartig sind und operiert werden mussten. Ich war früher Arzthelferin, ein bisschen konnte ich mir schon vorstellen, was das bedeutet. Es war ein ziemlicher Eingriff, direkt nach der OP kam die Chemotherapie, das war schon ziemlich hart. Besonders, weil meine drei Kinder damals noch so jung waren.“

Ich hatte ihnen erklärt, dass ich gerade nicht so viel tun konnte, aber sie waren noch so klein, die Jüngste erst knapp zwei Jahre alt. Für meinen Partner war es auch schwierig, wenn es mir so schlecht ging. Am Anfang konnte er da gar nicht drüber reden. Manchmal hatte ich das Gefühl, ich habe meine drei Kinder – und dazu noch ein großes Kind.“

Jasmin hustet viel, ich frage mehrmals, ob sie das Gespräch abbrechen will, aber es ist ihr ein Bedürfnis, sich mitzuteilen. „Wir müssen jetzt Dinge klären. Früher hat mein Partner immer gesagt ‚Später, später‘, aber das geht jetzt nicht mehr.“ Jasmin spricht über die erste Zeit der Krankheit, die Reaktion ihrer Kinder, als sie ihre langen Haare büschelweise verlor, noch schmaler wurde. Von ihrer Arbeit, die sie trotz der gesundheitlichen Probleme wieder aufgenommen hat. „Das ging ein halbes Jahr lang gut, dann bekam ich diesen Husten. Mein Hausarzt hat erst ein bisschen rumprobiert, aber als ich dann beim Onkologen war, war klar, dass der Krebs gestreut hatte. Dann ging es wieder von vorne los, OP, Chemo, das ganze Theater. Einmal ging es mir wirklich schlecht, da bin ich mit dem Taxi ins Krankenhaus gefahren.“

Mein Freund ist bei den Kindern geblieben, die konnten ja nicht alleine bleiben. Es war eine Lungenblutung, das war erst gar nicht erkannt worden. Mein Partner besuchte mich gleich am nächsten Tag. Da hatte er auch gemerkt, dass es etwas Ernstes war. Ich glaube, das war ihm vorher gar nicht so klar.“

Jasmin spricht leise und gefasst. Nein, eine Hilfe sei ihr Partner ihr nicht gewesen, aber das wäre ok. Sie ist voller Verständnis für ihren Freund, spricht liebevoll und ohne erkennbaren Groll von seinem Verhalten, aus dem deutlich wird, dass es keine Unterstützung für sie gab. In der Ausbildung zur Sterbebegleiterin habe ich gelernt, nicht über das zu urteilen, was ich höre. Das gelingt meistens ganz gut. Heute fällt es mir schwer, ihre Worte nicht zu kommentieren. Ruhig berichtet Jasmin von der Behandlung und den Folgen.

„Es hat danach lange gedauert, bis ich wieder auf den Füßen war. Ich habe künstliche Ernährung bekommen, weil ich gar nichts essen konnte. Die Nahrung war in einem Rucksack verstaut, damit ich mich bewegen konnte. Ich sah aus, als ob ich wandern gehen wollte, wenn ich über den Krankenhausflur schlich.“

Jasmin lächelt und ich erkenne für einen kurzen Augenblick die junge Frau, die sie tatsächlich ist.

„Und dann, als ich dachte, dass es wieder besser geht, kam die nächste Nachricht. Es hatten sich Fisteln gebildet von

den Bronchien aus, das sah aus, als ob ich einen Ballon im Oberkörper hätte.“ Jasmin spricht sehr leise, es ist ihr anzusehen, dass sie erschöpft ist, aber sie erzählt weiter. Von dem Herz, das fast ungeschützt im Brustkorb lag und von außen bei jedem Schlag zu sehen war. Von den Versuchen, ihren Oberkörper zu schützen, und ihrer großen Sorge, zu fallen.

„Meine Kinder geben mir Kraft, für sie kämpfe ich. Sie sind damit aufgewachsen, dass ich krank bin. Für sie gehören meine Perücke und die Brustprothese dazu, mein Kleine probiert immer aus, wie sie damit aussieht. Die kennen es ja gar nicht anders. Und ich hatte ja auch immer die Hoffnung, dass es wieder gut wird.“

Während wir sprechen, kommt die Servicekraft und fragt nach den Wünschen für das Mittagessen. Es ist Jasmin anzumerken, dass sie diese kleinen Aufmerksamkeiten genießt, sie bedankt sich freundlich.

Es hatte dramatische Situationen gegeben, lebensbedrohliche Blutungen und Notoperationen bei denen nicht klar war, ob sie überleben würde.

„Und dann hat die Ärztin gefragt, ob ich noch ein paar letzte Worte für meine Angehörigen sagen wollte. ‚Aber nicht jetzt, und nicht heute‘, habe ich gesagt. Ich hatte das Gefühl, dass das noch nicht meine Zeit war. Aber danach habe ich immer Angst gehabt, dass wieder so etwas passiert. Vom Krankenhaus aus bin ich direkt hierher gekommen. Und hier bin ich jetzt.“

Ich bin berührt von ihren Erzählungen, ihrer Sanftmut, mit der sie über ihre Familie spricht, der Ruhe, mit der sie die Erlebnisse der letzten Jahre schildert.

„Das Eingewöhnen hier ist mir schwergefallen, besonders wegen meiner Kinder. Ich weiß ja, wie anstrengend das sein kann mit den drei. Und es gibt so viel zu organisieren, ich habe mich ja immer um alles gekümmert, auch um die ganzen Papiere. Mein Partner sagt immer: ‚Was soll ich denn noch alles machen, wo soll ich denn noch überall hin?‘; aber das ist jetzt so, das können wir gar nicht ändern.“

Jasmin, diese zarte Person, eine Handvoll Mensch, kümmert sich vom Hospiz aus um die Stromrechnung, das Kindergeld und die Betreuung ihrer Kinder. Sie erzählt, wie sie versucht, Wichtiges zu klären und zu organisieren. „Mir fehlte hier am Anfang auch eine Aufgabe, es wird ja alles für mich gemacht. Jetzt bin ich gerade dabei, das hier wieder in den Griff zu kriegen, auch mit Physiotherapie und so, damit ich wieder etwas mobiler werde. Meine Mutter hilft mir, das ist sehr gut. Ich bin Einzelkind, da bin ich froh, dass sie sich kümmern kann. Sie hat z. B. Bankvollmachen, damit für die Kinder alles geklärt ist.“

Mir ist nicht klar, wie Jasmin ihre eigene Lebenserwartung einschätzt. In einigen Situationen klingt sie hoffnungsvoll und zuversichtlich, dass es zu einer Besserung kommt. Im nächsten Moment ist sie ganz klar und realistisch: „Ich habe mir das hier auch alles noch mal erklären lassen, also, wie es um mich steht. Das habe ich im Krankenhaus gar nicht

so richtig verstanden. Jetzt gibt es wirklich nichts mehr, was hilft. Das macht schon Angst. Ich habe immer gefragt, ob es noch was gibt, was man machen kann. Aber nee, kann man nicht. Muss man akzeptieren. Das ist schon ok.“

Ich atme ein paar Mal tief ein und aus. Eine der wichtigsten Fähigkeiten in der Sterbebegleitung ist es, Stille auszuhalten. Keine Floskeln wie: „Ach, das wird schon!“ oder „Vielleicht gibt es ja noch eine Behandlungsmöglichkeit, von der Sie nichts wissen?“ um Zuversicht zu zeigen, um das eigene Unvermögen zu vertuschen. Diese Stille ist wichtig. Und manchmal sehr, sehr schwer zu ertragen. Ich würde gerne etwas Tröstliches sagen. In einer Situation, in der es keinen Trost geben kann, sprechen wir nach ein paar Augenblicken der Stille über Lebenszeit und Lebensqualität.

Mit dem Wunsch, dass Jasmin und ihre Kinder noch eine gute Zeit miteinander haben, etwas, an das sie sich erinnern können, erzähle ich ihr vom Wünschewagen.

Das ist eine wundervolle Möglichkeit für sie und ihre Familie, einen außergewöhnlichen Tag miteinander zu verbringen. Im Tierpark, bei einem Konzert oder an einem schönen Ort. Ich schildere die bisherigen Ausflüge, von denen ich weiß, in den buntesten Farben. Die Möglichkeit, Jasmin und ihrer Familie einen letzten, gemeinsamen Tag zu ermöglichen, freut mich. Ich erkläre die Rahmenbedingungen, wie so eine Fahrt organisiert wird und dass keine Kosten für sie entstehen. Sie könnte sich etwas Großartiges wünschen, etwas, was sie sich vielleicht sonst nicht trauen würde. Wir